

Dien Bien Phu einen Sieg gegen die Kolonialmacht Frankreich errungen hatten. Stöver beschreibt, wie und warum Kambodscha nach 1954 in die Auseinandersetzungen des Vietnamkrieges sukzessive einbezogen und letztendlich in Kambodscha und Laos ein völkerrechtswidriger Geheimkrieg geführt wurde. Erst durch die massiven Bombardements der USA wurde die von ihr befürchtete Dominotheorie quasi durch den Krieg Wirklichkeit und ebnete den Weg für die Roten Khmer.

Stöver legt dar, warum die Roten Khmer einen so starken Zulauf aus der Bevölkerung erfuhren, welches die Ziele und Vorbilder „ihrer perfekten Revolution“ waren und wie die Bewegung strukturiert war. Nach dem Einmarsch der vietnamesischen Truppen wurde zwar die Herrschaft der Roten Khmer beendet, ein Bürgerkrieg in weiten Teilen des Landes setzte sich aber noch bis Ende der 1990er Jahre fort. Bis zu den Reformen Gorbatschows 1989 wurde der Kalte Krieg auch in Kambodscha stellvertretend ausgetragen. Die USA unterstützten dabei die Roten Khmer finanziell, die BRD lieferte ihnen Waffen und britische Einheiten bildeten Kämpfer der Roten Khmer aus, da diese gegen die von Vietnam gestützte Regierung in Phnom Penh kämpften, die ihrerseits von der Sowjetunion unterstützt wurde. Diese von Vietnam unterstützte Regierung setzte mit Hun Sen und Heng Samrin ehemalige Rote Khmer ein, die bis heute die maßgeblichen Staatslenker sind.

Dies ist dann auch der Hauptgrund, warum die Anklage der hauptverantwortlichen Kriegsverbrecher aus den Jahren 1975–1979 so verzögert wurde und Korruption, Menschenrechtsverletzungen und die Unterdrückung der Opposition nach wie vor in Kambodscha zur Tagesordnung gehören.

Dieses detailreiche, gut fundierte Geschichtsbuch ist nicht zuletzt durch seine lebendige Erzählweise für den Einstieg in die Thematik geeignet, bietet aber vor allem durch eine sehr ausführliche mehrsprachige Literatur- und Quellensammlung, Tabellen,

Zeittafeln und Register auch für KennerInnen der Materie neue Blickwinkel und Facetten.

Genia Findeisen

Yung Sik Kim: Questioning Science in East Asian Contexts. Essays on Science, Confucianism, and the Comparative History of Science

Leiden: Brill, 2014. 284 S., 103,00 EUR

Der bei Brill erschienen Band stellt Essays des Historikers Yung Sik Kim zusammen, die der Autor im Laufe der Jahre 2000 bis 2012 an anderer Stelle veröffentlicht hat. Zwei Beiträge datieren zurück in die frühen 1980er Jahre. Gleichwohl haben sie wenig an Aktualität verloren. Die „why not“-Frage bildet den roten Faden des Buchs. Sie steht auch für das zentrale wissenschaftsgeschichtliche Anliegen des Autors. „Why did the Scientific Revolution not take place in China?“ steht z.B. emblematisch für einen Erkenntnisdrang, der von epistemischen Vorannahmen ausgeht, die Kim zufolge wenig sinnvoll sind. Er sieht darin einen neo-scholastischen Trend und kritisiert, dass die in dieser Frage implizite Annahme, eine Wissenschaftsrevolution habe eigentlich in China stattfinden müssen (so wie in Europa), fehl am Platze ist. Dem ist voll und ganz zuzustimmen, so dass die vorher nicht ganz beiseite zu schiebende Skepsis gegenüber einem „Essay-Reprint“ bei der Lektüre schnell verfliegt. Die für vergleichende WissenschaftshistorikerInnen weitaus sinnvollere Frage nach dem, was in unterschiedlichen Regionen der Welt wann stattgefunden hat und warum dies so war, ist eine neutrale, keine Norm unterstellende Frage. Sie zu beantworten, erfordert die Kontextualisierung der Wissensbestände zu bestimmten Zeiten der Geschichte. An dieser Kontextualisierung versucht sich Kim auf insgesamt 284 Seiten inklusive Literaturverzeichnis und Index.

Während der Titel des Buches die Region Ostasien zu behandeln verspricht, richten sich die Beiträge des Bandes primär auf China, d.h. insbesondere auf die neokonfuzianischen Gelehrten und innerhalb dieser Gruppe noch einmal gesondert auf Zhu Xi (1130-1200). Zhu Xi war der Autor der „neokonfuzianischen Synthese“ (S.36) und dominierte das Lernen in China über Jahrhunderte. Sein philosophisches System prägte auch das Denken der konfuzianischen Gelehrten in den Nachbarländern, teilweise bis in das 20. Jhd. hinein (S. 75). Folgerichtig widmet sich Kim der Philosophie Zhu Xis unter verschiedenen Aspekten. Er beleuchtet, wie sich aus Zhu Xis Denken heraus die Beziehung zwischen Wissenschaft und Religion deuten lässt, welche Haltung Zhu Xi gegenüber Mathematik, Naturwissenschaft und Technik an den Tag legte, und welche Bedeutung der „Investigation der Dinge“ beigemessen wurde. Mit der Darlegung einher geht auch eine Begriffsdiskussion. So gab es Kims Studien gemäß bei Zhu Xi keinen allgemeinen Terminus für die Idee von „Wissenschaft“ (science). Das heißt, ein Begriff wie Naturwissenschaft, der alle Zweige oder Bereiche dieses Typus (wie Astronomie, Geografie, Bilder & Zahlen) in sich vereinigt hätte, gab es nicht. Kim schildert diese Sachverhalte ohne jedwede Wertung, ohne jedes „noch nicht“ oder ähnliche Wörter, die suggerieren würden, dass der Analyse eine normative Grundannahme europäischen „Vorreitertums“ Pate steht. Vielmehr legt der Autor mit konstanter Überzeugungskraft dar, dass eine andere Sicht auf Lernen und Wissen naturgemäß zu unterschiedlichen Bewertungen führen kann. Wenn technisches Wissen im „traditionellen China“ primär dem praktischen Nutzen diene (z.B. Kalenderkunde), wurde es weniger aus einem theoretischen oder intellektuellen Interesse, sondern aus pragmatischen Gesichtspunkten heraus verfolgt (S.110). Moralische und gesellschaftliche Themen erschienen als wichtigere Themen, die eine anspruchsvollere intellektuelle Hingabe erforderten (S.115). Die logische

Konsequenz aus dieser Sicht auf Wissenschaftsgeschichte bedeutet, dass eine komparative Betrachtung der Entwicklung von Wissen und Wissenschaft in unterschiedlichen Weltregionen (hier: in Ostasien/China) es tunlichst vermeiden sollte, den Vergleich auf der Grundlage von Konzepten und Aspekten vorstanzzugehen zu lassen, die in der Entwicklung des westlichen Wissens maßgebend waren. Freilich steht einer Erforschung der technologischen Wissensentwicklung in China nichts entgegen. Doch liegt, so Kim, das Gebot darin, den Stellenwert, den die Technologiegeschichte innerhalb der Gesamtentwicklung von Wissen und Wissenschaft in China einnahm, stets zu beachten. Dieser war häufig geringer als der Stellenwert technischer und mathematischer Ideen und Theorien im Westen (S.118).

Die Darlegungen zur Wissenschaftsentwicklung in den Nachbarländern Korea und Japan geraten ein wenig ins Hintertreffen. Ihnen sind zwei von zwölf Kapiteln gewidmet. Im Beitrag zu Korea stellt der Autor die Frage, was denn eigentlich unter traditioneller „koreanischer Wissenschaft“ zu verstehen sei, wenn die Spuren der Wissensbestände doch alle nach China führen. Die „Identitätskrise“ der koreanischen Wissenschaftsgeschichte (korrekt: der Wissenschaft von der Geschichte der koreanischen Wissenschaft) wurde aufgrund der bewussten Distanzierung von diesem Erbe häufig als eine Suche nach dem „Eigenen“ betrieben: „[...] indeed most of the early works by modern scholars [...] on traditional Korean science have focused on the new contributions by Koreans and their differences from the Chinese developments“ (S.239).

Im Kapitel zu Japan wartet Kim mit der recht gewagten These auf, dass Japans Wissenschaftsentwicklung besser als Teil der westlichen Wissenschaftsentwicklung betrachtet werden solle. Schließlich sei vor allem die technologische Entwicklung seit der Meiji-Periode (1867–1912) vom Wettbewerb mit den europäischen Staaten gekennzeichnet gewesen (S.227). Der Status

Japans als eine der führenden Weltmächte im späten 19. Jhd. unterstreiche dies. Dass die Subsumierung von Japans Entwicklung unter die „westliche Entwicklung“ gemeinhin nicht erfolge, liege daran, dass „der Westen“ als eine Einheit und Japan als außerhalb dieser Einheit begriffen werde (S.228). Diese Sicht hat zweifellos etwas Verlockendes und trifft ein Kernproblem der konventionellen Aufteilung der Welt in geografisch bestimmte Weltregionen. Gleichwohl ist die Herauslösung Japans aus Ostasien doch auf den ersten Blick ungewohnt und kann sicher tiefergehend und kontrovers diskutiert werden. In der Bilanz ist der Essay-Band allen zu empfehlen, die sich für vergleichende Wissenschaftsgeschichte interessieren.

Claudia Derichs

James W. Heisig, Timothy W. Richardson, Robert Rauther: Traditionelle Hanzi lernen und behalten, Bd. 1

Frankfurt a. M.: Klostermann, 2011. 478 S., 23,90 EUR

Wer möchte nicht die Zauberworte kennen, mit denen man sich blitzschnell die „Bedeutung und Schreibweise der häufigsten chinesischen Schriftzeichen“ aneignen könnte? Viele Zauberworte gibt es in diesem Buch, von denen gewiss eine gute Zahl auf gewisse Weise effektiv ist. Die Herangehensweise geht auf Impulse von James Heisig zurück, der, vor vielen Jahren in Japan angekommen, die dort benutzten chinesischen Schriftzeichen (Kanji) in Rekordzeit meisterte und dabei aus seinen Notizen ein erfolgreiches Lehrbuch und andere Hilfsmittel wie Gedächtniskarten erstellte. Später wurde seine Methode auf die Schriftzeichen übertragen, die in China benutzt werden, und in dem hier besprochenen Buch auch in einer deutschen Form veröffentlicht.

Die deutsche Version konnte allerdings keine automatische Übersetzung sein, da gerade bei Heisigs Methode viele dem Englischen eigenen Assoziationen und Wortspiele benutzt werden, die in der deutschen Sprache kein direktes Äquivalent haben. Die Übersetzer sind daher zugleich als Redakteure tätig geworden. Da es außerdem eine sorgfältige Auswahl der „häufigsten“ Hanzi geben musste, die im täglichen chinesischen Gebrauch anders als im Japanischen ausfällt, gibt es für die Einleitung reichlich Gesprächsstoff. Hier wirkt alles sehr gut überlegt und die Argumente für die Methode sind einleuchtend. Sehr geschickt werden die zu erwartenden Einwände seitens der traditionellen Sinologie abgewehrt. Und diese Hartnäckigkeit darf nicht unterschätzt werden. Es ist schließlich noch nicht so lange her, dass angehende Sinologen und Japanologen zuerst, bevor sie überhaupt richtige Hanzi lernen durften, erst mal allein die Nummern der Radikale auswendig wissen sollten! Hier ist dagegen Heisigs ursprünglicher Optimismus weiter zu spüren: die Hanzi sind durchaus erlebbar, genau wie die Kanji in Japan, und zwar in einem sinnvollen Zeitraum, ohne Mystifizierung. Ohne unbedingt jedes Argument in der Einleitung zu unterstützen, kann dieser Vorstoß nur begrüßt werden, denn die Lektüre im Hauptteil, wo etwa 1.500 Schriftzeichen zu Freunden werden statt zu Hindernissen, macht auf jeden Fall Spaß. Weitere 1.500 sind für den zweiten Band vorgesehen. Eine erhebliche Komplikation ist darin zu sehen, dass Studierende, die sich mit der modernen chinesischen Sprache beschäftigen, eine andere Version des Buches brauchen, in der die „vereinfachten Hanzi“ vorgestellt werden, denn die Redakteure haben die Entscheidung getroffen, die alten und neuen Formen nicht nebeneinander zu führen. (Die Beziehung zwischen diesen beiden Büchern kann hier leider nicht besprochen werden.) Durch diese Handhabe wirkt das Buch optisch einfacher. Möglichst wenig soll den Lernenden das Leben schwierig machen. In diesem Sinne stand wohl